



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erinnerungen an die Kaiserin Eugenie. Die letzten Jahre haben eine Fülle von Erinnerungen an hervorragende Zeitgenossen aus deren unmittelbarer Umgebung gebracht, die mit mehr oder weniger Sinn für das Interessante und mehr oder weniger treuem Gedächtnis gesammelt, alle aber wenigstens in einzelnen Zügen von Wert für den Politiker der Gegenwart und dem zukünftigen Geschichtsschreiber waren. Dazu gesellte sich vor einiger Zeit der erste Band des Buches einer Französin, das sich den in Anbetracht seines Inhalts etwas anspruchsvollen Titel: „Der Vorabend des Falles eines Kaisertums“\*) beigelegt hatte, und von dem jetzt auch der zweite Band vorliegt. Die Verfasserin, eine Madame Carette, war mit der Kaiserin Eugenie befreundet und hatte in dieser Stellung reichlich Gelegenheit, diese, sowie ihren Gemahl und den kaiserlichen Prinzen zu sehen und von intimen Kreisen von ihnen zu hören, und wenn sie ihre Herrin um die Erlaubnis befragt hat, das darüber Aufgezeichnete zu veröffentlichen, so wird man es gewiß nicht tadeln, sondern nur loben können, daß dies geschehen ist, obwohl der Umstand, daß eine Freundin uns schildert und erzählt, auch seine bedenkliche Seite hat und die Zuverlässigkeit der Erinnerungen nicht gerade verbürgt, und obwohl man von vornherein annehmen darf, die Kaiserin habe Madame Carette schwerlich hinter den Schleier blicken lassen, der die Geheimnisse der Politik ihres Gemahls vor den Blicken gewöhnlicher Sterblichen verbarg. Das ergibt sich denn auch aus ihren Berichten. Wir können sie als Autorität betrachten, soweit es sich dabei um das häusliche Leben in den Tuileries und St. Cloud, um die zärtliche Liebe Eugeniens zu ihrem Sohne und ähnliches handelt, auch einige andre Züge und einige Mitteilungen über den Charakter Ludwig Napoleons selbst, die sie macht, verdienen Glauben; aber einen großen Teil dessen, was sie über die politischen Vorkommnisse während der ersten Hälfte des Krieges mit Deutschland und die dabei beteiligten Persönlichkeiten berichtet, werden wir mit Vorsicht aufzunehmen haben und nicht ohne weiteres als Material für die Geschichte betrachten dürfen. So scheint z. B. diese Gesellschafterin der Kaiserin deren Mißtrauen gegen den General Trochu geteilt zu haben, und es fragt sich einigermaßen, ob das gerechtfertigt war. Noch wichtiger ist, daß sie die Stellung und das Verfahren von Thiers während der Krisis offenbar unrichtig aufgefaßt hat. Zweifelsohne war dieser hervorragende Staatsmann gegen eine Kriegserklärung an Preußen, aber durchaus nicht, weil er gegen den Kampf grundsätzliche Abneigung empfunden hätte oder gar weil er von freundschaftlichen Gefühlen gegen die östlichen Nachbarn erfüllt gewesen wäre, sondern weil er Frankreich augenblicklich nicht für stark genug hielt, um es mit der großen deutschen Militärmacht erfolgreich aufzunehmen. Der Pariser Pöbel warf ihm die Fenster ein, weil er sich weigerte, in das gefährliche Geschrei: A Berlin einzustimmen. Madame Carette erzählt uns, daß Thiers kurz zuvor, ehe der Krieg thatächlich ausbrach, eine vertraute Freundin an die Herzogin von Mouchy, die

\*) La Veille de la chute d'un empire.

Nichte der Kaiserin, schickte, die dieser und durch sie ihrem Gemahl „seine patriotischen Dienste“ anbieten sollte, da man in der Krisis erfahrener Räte bedürfen könne; dieses Anerbieten schloß mit den Worten: „Krieg mit Preußen ist der Traum eines ganzen Lebens gewesen.“ Der Kaiser sah sich außer stande, dieses Anerbieten anzunehmen, lehnte es jedoch mit artigen Worten ab. Trotzdem vermag unsre Chronistin in dem späteren Stadium, als Thiers der parlamentarischen Kriegswut seiner Landsleute mit verständiger Rede Mäßigung predigte, nichts als „Troß gegen Widersacher, die mit den Geschicken des Landes betraut waren,“ zu erblicken. Mit ähnlicher Ungerechtigkeit wird Thiers behandelt, wo die Verfasserin auf seine patriotische Rundreise an die Höfe der neutralen Staaten und seine Bitte, dem besiegten Frankreich Beistand zu leisten, zu reden kommt. „Herr Thiers, heißt es da, wollte sich damit nur der Welt bekannt und sich zu gleicher Zeit aus dem Staube machen, während sich in Paris verdrießliche Dinge entwickelten.“ Das mag zur Beurteilung des Buches für dessen Wert auf politischem Gebiete hinreichen. Er ist hier ungefähr gleich Null.

Von der Kaiserin Eugenie, als sie noch Gräfin von Talma war, mag man gehört und geglaubt haben, was man will — es war nicht viel Rühmliches darunter — es ist natürlich, daß, nachdem Napoleon sie zu seiner Gemahlin erhoben hatte, die Geschichte ihres Lebens auch bei uns, und namentlich unter unsern Frauen Teilnahme erweckte. Sie war eine der schönsten und zugleich eine der unglücklichsten ihres Geschlechts. Sie trug volle siebenzehn Jahre die Kaiserkrone. Man hat sie zuweilen mit Marie Antoinette verglichen. Aber es fragt sich, ob das Schicksal dieser nicht dem ihrer Nachfolgerin vorzuziehen ist. Marie Antoinette sah die Wogen der Revolution rings um sich emporkwachen, herankommen und über sich zusammenschlagen, und damit war es zu Ende. Eugenie, der dasselbe Unglück widerfuhr, mitanzusehen zu müssen, wie der Gemahl die höchste Macht im Lande verlor, überlebte seinen Sturz, um das Los Niobes zu erfahren. Sie verlor eine Krone und nach ihr alles, was sie liebte, den Gatten und den einzigen Sohn, die Heimat und die Hoffnung. Noch heute trauert sie als Witwe, als beraubte Mutter und als Verbannte — eine Heimfuchung von einer Tragik, die selten einer Frau beschieden worden ist. Und ihre Leiden begannen, wie uns Madame Carette erzählt, schon in den ersten Wochen des Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich mit schweren Sorgen und düstern Ahnungen. Der 15. August war des Kaisers Geburtstag, aber diesmal befand sich Napoleon bei der Armee, und diese hatte bereits die ersten Niederlagen erlitten. Wir sehen in unserm Buche die hohe Frau am Abend eines ungewöhnlich heißen Sommertages, das Haupt in weiße Spitzen gehüllt, schweigend durch die Schatten der alten Kastanienbäume des Tuileriengartens wandeln. „Sie war von einer kleinen Gruppe von Dienern begleitet,“ berichtet Madame Carette. „Alle beobachteten ebenfalls tiefes Schweigen. Plötzlich ließen sich Trompetenstöße hören, die vom Place de la Concorde her kamen und verkündeten, daß die Feuerwehr der Provinz, die herbeibefohlen war, um bei der Verteidigung des Landes mitzuwirken, sich versammelte. Die Kaiserin schrak bei dem Schalle zusammen und wendete sich um, als ob sie ins Schloß zurückfliehen wolle. Der Himmel war mit feurigem Rot übergoßen, und die malerische Masse der Tuilerien hob sich in starkem Relief von ihm ab. »Sehen Sie nur — sagte die Kaiserin, indem sie mich anredete — man sollte meinen, die Tuilerien stünden in Flammen.«“ So schreibt ihre Vertraute, und wenige Monate später verzehrte eine wirkliche Feuersbrunst, von kommunistischen Verbrecherhänden verursacht, das alte stolze Herrschereschloß bis auf die nackten Mauern.

Gelegentlich bemüht sich die Verfasserin, „das verleumderische Gerede“ zu widerlegen, die Kaiserin habe den Krieg gewünscht. Sie gedenkt eines Vorfalls, der zeigt, daß sich Eugenie wenigstens die Möglichkeit einer Niederlage und die Schrecken selbst eines für Frankreich günstig verlaufenden Krieges nicht verhehlte, und sie berichtet, wie Eugenie ihr Bedauern ausdrückte, als die Versuche Englands, zum Frieden zu reden, mißlangen. Als der Krach kam und die ersten Ausbrüche des Pariser Pöbels erfolgten, verlor die Kaiserin den Mut nicht. Die Verfasserin erzählt, daß sie die Nachricht, ein aufrührerischer Haufe rücke gegen die Tuilerien heran, die nur von einer schwachen Kompagnie Soldaten bewacht war, „mit größter Seelenruhe“ aufgenommen habe. Sie sagte zu ihrer Umgebung: „Wenn sie herauf wollen, so können wirs ihnen nicht wehren, aber man schließe wenigstens die Thore, damit sie die Mühe haben, sie zu öffnen.“ Dieser Lärm verlief ohne Schaden, und erst als die Kunde eintraf, daß der Kaiser die Schlacht bei Sedan verloren und sich den Deutschen ergeben habe, brach das Kaisertum völlig zusammen, und die Kaiserin sah sich gezwungen, in der Flucht Sicherheit zu suchen. Das Buch bringt mehrere interessante Einzelheiten aus dieser Periode und beschreibt anschaulich die Beratung, die im Palaste über die Frage stattfand, welchen Weg die Kaiserin bei ihrer Abreise am besten einschlagen solle. Admiral Jurien machte den Vorschlag, er wolle sie auf einem Kanonenbote von Paris die Seine hinab nach Havre bringen, und riet, als dieser Plan abgelehnt worden war, sie möge sich nach Vorient begeben, von wo er sie auf einem Kriegsschiffe nach einem von ihr zu wählenden ausländischen Hafenorte führen werde. In diesem Augenblick erschienen die Botschafter von Italien und Osterreich, um ihr ihre Dienste anzubieten, und zu gleicher Zeit schlug draußen der Pöbel an das Thor, worauf Eugenie sich hastig von den Versammelten verabschiedete und ihnen „Auf Wiedersehen!“ zurief, indem sie die Hoffnung aussprach, es würden noch glücklichere Zeiten für Frankreich kommen. Die ferneren Einzelheiten ihrer damaligen Abenteuer sind aus andern Quellen zur Genüge bekannt, namentlich, wie der amerikanische Doktor Evans ihr zuerst in seiner Pariser Wohnung Zuflucht gewährte. Madame Carette wurde damals nicht in das Geheimnis eingeweiht, wo die Kaiserin sich verbarg, und sah sie erst in Chislehurst wieder. Dort erzählte ihr die Kaiserin von ihrer weitem Flucht über den Kanal in der Nacht Sir John Burgoyens, und wie sie, von einem schrecklichen Sturm überfallen, halb gehofft habe, das Fahrzeug werde untergehen und sie mit ihrem Glend und Kummer in den Wellen begraben. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht, es war der vielgeprüften Frau bestimmt, noch viele Jahre voll Herzeleid zu erdulden, das allein schon frühere Sünden sühnen und ihre Feinde entwaffnen sollte.

Das Zwiebelmuster. Im siebzehnten Jahrhundert, wo die Tulpenzucht in Holland, namentlich in Haarlem, ihren Höhepunkt, man kann auch sagen Tollpunkt erreicht hatte, wo gelegentlich Tausende von Mark für eine einzige Zwiebel gezahlt wurden, da sprach man spottend von Zwiebelnarren oder Zwiebelanbetern und höhnte, dem und jenem sei sein ganzer Verstand verzwiebelt oder überzwiebelt. An diese wohlberechtigten Spöttereien wurde man gemahnt, als man das weltberühmte Meißner Zwiebelmuster sich allerorten, an passenden und unpassenden Stellen, breit machen sah. Fliesen in Badezimmern, Thonöfen u. dergl., auch Pfeifenköpfe und Schreibzeuge mochten ja noch gehen; aber bald wiesen Bucheinbände, Tapeten, Tisch- und Bettdecken, Eckbretter, Schürzen, Taschentücher, Kragen und Manschetten, ja selbst Handschuhe, Briefpapier und Gott weiß was sonst noch die blauweiße

Zwiebelzierde auf — man konnte sich schließlich nicht mehr retten vor dem lieben Zwiebelmuster. Nun kam man schon über die Frage nach der Schönheit dieses Musters überhaupt verschieden urteilen. Ich muß sagen, mir gefällt eine Zeichnung, die sich der natürlichen Form des Tellers oder der Schüssel anbequemt und in ihren Hauptlinien sich durch die Vertiefung des betreffenden Geschirrs bestimmen läßt, viel besser, als die regellosen Ranken mit den flatschigen blauen Blumen und den schwerfälligen Zwiebeln. Aber an den Porzellansachen war man es doch nach und nach gewohnt geworden, und das Bewußtsein, daß man von wirklich feinem Porzellan speise (umdrehen durfte man doch anstandslos die Teller nicht), that das Seine dazu, um die Schwärmerei begreiflich zu machen. Daß alles, bis auf die Messer- und Gabelgriffe, das Salzfläschchen und den Aschenbecher, dazu passen, d. h. ebenfalls das Zwiebelmuster zur Schau tragen mußte, das war der erste Schritt zur Unnatur, zur Geschmacklosigkeit. Dann wanderte das Muster aus dem Speisesaale zunächst ins Schlafzimmer, und als es sich auch dort alles erobert hatte, was zu erobern war, wucherte es weiter und weiter, die Zwiebelmusterfucht war zuletzt eine Modenarrheit, beinahe eine Zeitkrankheit geworden, und ein wahres Glück war es, daß das Muster nicht den ihm nach seinem Namen von Rechts wegen zukommenden Dufst ausströmte — die ganze Welt wäre verpestet worden von seinem nicht bloß den Antisemiten peinlichen Geruche.

Aber das Fieber war im Weichen, die Zwiebelmusterseuche ließ entschieden nach. Jetzt scheint es, als ob das neueste Leipziger Ballet „Meißner Porzellan“ sie wieder anfachen wolle. Kaum ist das Ballet ein-, zweimal über die Bühne gegangen, so zeigen sich Ableger der Zwiebelmuster Gavotte an ganz unglaublichen Stellen. Heute sah ich in einer Schwimmanstalt — man höre und staune! — Badehosen in Zwiebelmuster! Man wurde unwillkürlich an unsre Mitbürger in Afrika erinnert, die ja auch ihre Kleidungsstücke — manchmal genügt ihnen ja wohl eine Art Badehose — nicht bunt und auffallend genug kriegen können.

Es ist nicht abzusehen, wie weit die Zwiebelmusterseuche wieder um sich greifen wird, nachdem sie diesen neuen und anscheinend so stürmisch wirkenden Anstoß erhalten hat. Damenkleiderstoffe mit Zwiebelmuster (in rot und blau) glaube ich schon gesehen zu haben. Wie wäre es, wenn man die buntseidnen Westen, die jetzt wieder „hohe Neuheit“ sind, demnächst in Betracht zöge? Weiß Piqué, das Zwiebelmuster in hell- und dunkelblauer Seide aufgestickt, ich denke mir die Wirkung großartig, ja ich sollte meinen, das könne ein „patentfähiger Artikel“ werden. Der weise Ben Alkiba mit seinem „Alles schon dagewesen“ wäre unter allen Umständen übertrumpft durch diese Neuerung in der Herrentracht. Wir stellen hiermit den Gedanken den „Geschäftshäusern für Herrenmoden“ — diesen thörichten Namen tragen sie ja nun einmal — zur Verfügung, ohne jeden Vorbehalt und ohne jeden Anspruch auf Entschädigung.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig